

1921

Weihnachtsbeilage

der „Reichspost“

1921

Und kämest Du wieder!

Von Heinrich Federer.

Kleinbüßig, arm und gerade so
Landsfahrender Leute Kind im Stroh,
Wie in jener alten, blühenden Nacht,
Und es nahm' Dich ein Geißlein zuerst in Acht,
Dann ein Melkhub und dann eine Hirtenmagd,
Und es hätt' in der großen, allweisen Stadt
Ein Senne, der Milch zu vertragen hat,
Dein erstes Grüßchen angesagt;
Meinst Du nicht, es klänge im alten Ton:
„Das ist ja doch nur des Zimmermanns Sohn!“

Und kämest Du wieder,
In den Zeitungen wär' beim Vermischten zu lesen:
„Eine Frau ist von einem Knäblein genesen,
Das munter wie alle Büßchen ist;
Sie aber nennt es den heiligen Christ!“
Und von hoher Kanzel wär' heilig gewarnt:
„Passet auf, daß der Schwindel Euch nicht umgarnt!“
Und von der obersten Postzeit
Kämen sicher schauzwirbelnde Zwei oder Drei
Und schnarrten: „Auf allerhöchsten Befehl
Muß Euer Junge ins Staatskuratel!“

Und kämest Du wieder,
Die da sitzen in Gold und Kranz und Schrift,
Die Dein Pochen um Einlaß am lautesten trifft,
Sie klopfen die Ohren, sie bräuteln Dich nieder,
Besudeln, schlingen Dich, kreuzigten wieder
Und stemmen sich hart aufs versiegelte Grab.
Und nur ein paar Fischer, ein paar Fabrikler,
Verschupfte und Steche und Straßenspieler
Und die Kinder auch knieten vor Dir ab.
Doch die übrige Welt wär' nicht reiner und runder
Durch tausend Jahre und tausend Wunder.

Und kämest Du wieder, —
Doch Du hast an der einen Weihnacht genug,
An einem Kreuz, woran man Dich schlug.
Man hat Dich gesch'n und gehört und gefühlt
Wie eine Sonne, die brennt, wie ein Meer, das küßt.
Und es funkelt davon und küßet noch immer
Durch alle vielwinkligen Erdenzimmer,
So daß nur die wollenden Tauben und Blinden
Deine seligen Spuren noch heute nicht finden.
Sie sind kein zweites Christkind wert.
Ihr Los ist Christus mit dem Schwert!

Dieses Weihnachtsgedicht des großen Schweizer Dichters
gehört in seinem tiefen, seiner Bartheit und seinem
halb schalkhaften, halb tief ernsten und traurigen Erfassen des
wirklichen Lebens wohl zu dem besten, das Heinrich Federer,
sonst weniger als Lyriker, denn als Verfasser meisterhafter
Prosaerwerke berühmt, geschaffen hat. D. A.

Befinnung.

Von Hermann Bahr.

Jeder Augenblick dringt mit seiner besonderen For-
derung auf uns ein und während wir eben alle Kraft
aufbieten, sie zu bewältigen, fühlen wir uns schon wie-
der von einem neuen Augenblick mit einer anderen
Forderung bedrängt: so sind wir immer in Gefahr, vom
Bedränge der ruhelos fordernden Augenblicke ver-
schlungen zu werden, wir ertrinken im türmisch über
uns fortzuschwebenden Fluß des unablässigen, unaufhalt-
samen, seine eigenen Kinder verzehrenden Geschehens.
So mächtig fällt uns der Augenblick mit seiner Forde-
rung an, die jogleich getan sein will, die keinen Auf-
schub zuläßt, so mächtig fällt er über uns her, daß wir
im Augenblick immer nur eben ihn, den Augenblick,
gewahren und uns, uns selbst, ganz an ihn verlieren,
der doch selber, eben indem wir uns an ihn verlieren,
auch schon wieder verloren ist, an den Nachdrang von
mit eben derselben Hast uns an sich reisenden und auch
schon, eben indem sie von uns erfüllt sind, uns wieder
ertrinkenden Augenblicken. So taumeln wir von Augen-
blick zu Augenblick, uns an die Forderung eines jeden
verlierend; nichts von uns behaltend, da wir uns ganz
an seine Forderung hingeben, aber auch nichts von ihm
behaltend, der ja, während er uns in seinen Armen
erdückt, selber schon wieder erloschen ist: ein ewiger
Selbstverlust an die Furcht von sich selber auch gleich
wieder ins Dunkel verlierenden Augenblicken scheint
unser Dasein.

Wie wir den enteilenden Augenblick dennoch
gleichsam zum Stehen bringen, den Flüchtigen ver-
ewigen könnten, um nicht selber in diesen bodenlosen
Abgrund einzustürzen, von allen Grundfragen des per-

sönlichen Lebens in dieser Welt bedroht, uns keine
näher. Aber gleich nach ihr quält uns, ebenso drückend,
die, wie wir, Enkel hoher Ahnen, deren Blut unsere
Kraft, unseren Willen, unser Urteil so stark bestimmt,
daß wir, so bald wir es gewahren, uns durchaus als
Fortsetzung fühlen, wie wir dennoch niemals fähig wer-
den könnten, mit dieser Fortsetzung etwas anzufangen,
etwas Neues, unser eigenes Leben. Ueberall spürt in
uns irgend ein Vorfahr von uns, ein väterlicher bald
und bald wieder ein mütterlicher, und wir wollen doch
aber zu uns selbst kommen, aus allen diesen störenden
Fremden in uns soll doch Einheit, soll Persönlichkeit,
aus dem Widerstreit der vielen Stimmen in unserem
Blut soll Einklang werden, ein Chaos wird mit jedem
Menschen gehören und ein Mensch darf er doch erst
heißen, wenn es in dieser Finsternis Licht, wenn der
Lärm still, wenn das Chaos zur Ordnung wird!

Vom Ungeheim der fordernden Augenblicke mir
immer wieder entzissen, zugleich aber auch noch von der
in meinem Blut nachwirkenden Vergangenheit immer
wieder in meiner Gegenwart bedroht, wie soll ich in so
doppelter Bedrängnis jemals zu mir selber kommen?
Wenn ich mich eben kaum der herrlichen Gebote meines
Bluts erwehre, nimmt mir die halb errungene, noch kaum
gesicherte Freiheit der eigenen Persönlichkeit schon der
Ansturm des Augenblicks mit seinen verwirrenden For-
derungen wieder wegl! Wie kann ich da jemals zu dem,
was diesem einen, einmaligen, in seiner Art ganz ein-
zigem und niemals wiederkehrenden Menschen, der ich
bin, gerade diesem Kinde Gottes hier auf Erden darzu-
stellen und durchzuführen aufgetragen ist, gelangen, zu
mir selbst, zu meiner Pflicht, zu meiner Tat? Das Wort
Gottes sagt mir, was ich darf und was ich muß. Es
steht durch Gebot und Verbot den allgemeinen Raum ab,
in dem allein sich ein christliches Leben bewegt. Aber die
Gebote sind ja verschieden ausgeteilt und eines jeden be-
sonderen Gaben entsprechen nun noch keine besonderen,
keine persönlichen Pflichten. Indem ich mich ans Gebot
und Verbot für jedermann halte, sind meine Pflichten noch
nicht erfüllt: denn in jenem allgemeinen Raum des
christlichen Lebens ist nun noch jedem einzelnen Christen
sein besonderer Auftrag angewiesen. Verjäumt er diesen
seinen eigenen persönlichen Auftrag in der Welt, so bleibt
kein Leben tot. Wie wird er bestehen, wenn das Gericht
ihm einst Rechenschaft abfordert von der Verwaltung des
ihm gestellten Auftrags? Das sind unsere furchtbarsten
Stunden, wenn wir daran denken, einst Rechenschaft
geben zu müssen über unseren persönlichen Auftrag: Ich
habe dir fünf Talente gegeben, zeige, was aus ihnen ge-
worden! Diese höchste Not ist es, die beten lehrt. Denn
aus eigener Kraft hat noch niemals ein Mensch seinen
eigenen Auftrag in dieser Welt erkennen gelernt, nur die
Gnade lehrt es ihn, Erkenntnis dieses besonderen, einem
jeden von der Eigenheit seiner Individuation gebotenen
Auftrags muß erbetet werden, jeden Tag von neuem.
Das ist mit dem dunklen Wort des Meisters Eckhart
gemeint: „Dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen!“
Das Lösungswort für unser eigenes Tun, das jedem
einzelnen nach seiner Eigenart angewiesene besondere, sein
persönliches Tun kann er nur betend empfangen.

Not lehrt beten. Die Not, daß wir aus eigener Kraft
weder den Auftrag, den jeder von uns in seiner Art aus-
zurichten hat, erkennen, noch auch, hätten wir ihn selbst
erkannt, vollenden können, zwingt uns auf die Knie.
Doch auch noch in einem anderen Sinne lehrt Not uns
beten: sie weist uns an, was Beten eigentlich heißt. Es
kommt aus einer so tiefen inneren Erfahrung der
eigenen Unzulänglichkeit, daß, wer sich dieser Ohnmacht
erst einmal ganz bewußt geworden ist, in eben dem
Augenblick die Hände, die jenes Gefühl der Ohnmacht
ihn zum Gebete fallen ließ, verweigert wieder sinken
läßt, bewußt, in dieser Ohnmacht nicht einmal der Kraft
zum rechten Gebet um die Hilfe der Gnade fähig zu sein,
bis er dann, niedergesunken, wieder aufgerichtet wird
durch ein geheimnisvolles ungeheures Erlebnis, durch
die Gewißheit, daß er nicht mehr allein ist mit seinem
Gebet, daß rings um ihn mitgebetet wird, daß das elend
schwache, von seinen leeren Lippen gestammelte Gebet
plötzlich wunderbar erstarkt durch ein Zufließen von
anderen Seiten, ein Zufließen helfender, ermutigender,
bekräftigender, einstimmender, emporhebender, mit-
reisender Gebetskraft: nun kann er erst wirklich zu beten
beginnen, seit er fühlt, nicht mehr allein zu beten, denn
nun betet die ganze Kirche mit! Der erst betet wirklich,
für den die ganze Kirche mitbetet, dessen Gebet einmün-
det in den gewaltigen, niemals ablassenden, ewig durch
die Zeiten lobenden Gebetsstrom der lebenden, danken-
den, lobpreisenden Christenheit. Wer erst dies gelernt
hat, wer erst einmal anfängt, mitzubeten mit der ganzen
Christenheit, der hört dann aber auch zu beten niemals

mehr auf und was immer er tun oder lassen mag, es
wird ihm zum Gebet!

Gebet ist Befinnung. Aus eigener Kraft können
wir den Sinn nicht finden, den Sinn unseres Tun und
Leidens. Mit einer lebenden Frage nach Sinn, nach dem
uns unbekanntem Sinn der Tat, zu der wir uns innerlich
irgendwie geheimnisvoll genötigt fühlen, nach dem Sinn
unseres inneren Rufes beginnen wir zu beten. Die Ver-
wandlung dieser Bitte in Dank ist der Inhalt des Gebets.
Wir verlangen nach Befinnung und was wir empfangen,
ist Befinnung und wenn es unsere Not war, aus der wir
zu beten begannen, ist es nun Seligkeit, vor der wir nun
zu beten nicht mehr aufhören können. Denn wer erst so
weit ist, daß er einmal wirklich gebetet, das ewige Gebet
der ganzen Kirche mitgebetet hat, der hört fortan zu
beten nicht mehr auf, seine Tat und sein Werk, in Lust
oder Leid, sein Wachen wie sein Schlafen bleibt eingebettet
ins ewige Gebet der Christenheit, in dem alle zusammen
unablässig für jeden einzelnen beten.

Jedes einzelnen Gebet ist nur immer wieder ein
Versuch, einzustimmen in das Gebet der Christenheit, in
diesem gewaltigen, durch die Jahrtausende fortzuschallenden
Choraklang, der sich am eucharistischen Wunder unab-
lässig wieder entzündet. Die Jahrtausende vergehen, das
Wunder bleibt, an ihm erneuert sich ewig das Schuld-,
Bitt- und Dankgebet der Menschheit. Jeder Mund spricht
es anders, jedes Herz fühlt es anders, es wechselt die
Worte mit jedem Tag und ist doch immer dasselbe Gebet,
von der ganzen Kirche gebetet. Und indem es, den Kreis
des Jahres beleitend, jedem Tage seinen Blick zu-
wendend, von allen Seiten her alle Tiefen seiner Natur
entfaltet, hat es ein Kunstwerk von unvergleichlicher
Geisteskraft, Herzensinnigkeit und Willensanweisung
ergeben: die Meßliturgie. Auf eine menschlichem Be-
greifen durchaus unerreichtbare Art gelingt es ihr, uns
jedem Tag das Gebet so beten zu lassen, daß wir jeden
Tag, indem wir es mitbeten, immer wieder meinen, heute
zum ersten Male wirklich zu beten.

Ich sage mir oft, wieviel Irrtum, sinnloses Suchen,
trostloses Fragen, ratloses Zweifeln, wieviel Angst, Not
und Mut, wieviel Verwirrung und vernebelter Mühen,
wieviel Jammer, Trug, Wahn, Selbstvergewissung und
Selbsterstörung mir erspart geblieben, um wieviel
leichter mir Selbstbefinnung geworden, wie ganz anders
mein Leben gewesen wäre, voll Sicherheit, Stetigkeit und
Gerechtigkeit, wenn vor hieziger Nacht mir junger
Menschen jemand ein Missale Romanum mitgegeben
hätte. Wie gut hat es die Jugend jetzt, die wählen kann
zwischen Anselm Schotts bewährtem Meßbuch, dessen
neue Auflage, vom Neuroner P. Pius Bihlmeier besorgt,
eben bei Herder erschienen ist, und dem von Pustet
herausgegebenen Meßbuch von Christian Kunz oder dem
Missale Romanum des Verlags Pustet!

Unser Weg.

Von Friedl Schreyvogel.

Es ist vielleicht mißlich, von dem Weg und Ziel des
Dichters zu sprechen. Der wahrhaft Tragische wird ihn
stark und zwingend in sich selbst tragen und einem
anderen kann auch bewußte Erkenntnis nicht die Kraft
des Ingeniums ersetzen. Aber doch müssen wir zu er-
kennen suchen, was heute als der letzte Sinn unseres Da-
seins erscheint und was der feste und klare Angelpunkt
ist, um den sich alle Kreise unseres Werdens bewegen.

Viele Schranken einer alten Enge sind zusammen-
gebrochen und etwas wie die Heiligkeit neuer Wege leuch-
tet auf. In dem Schwere und Quälenden, wie sie zu-
sammenbrechen mußten und was mit ihnen zusammen-
stürzte, ist ein Unerlösbare: Neuer Weg ist frei-
gemorden. Tausend große, berausende Möglichkeiten
tun sich auf. Neue Geistigkeit, neue Kunst, neue Mensch-
lichkeit sind die lauten Worte für das, was sich nun em-
porringt. Die Seelen sind wie in durstiger Bereitschaft
und Erwartung: Wo ist der Prophet?

Ich glaube damit nicht, daß gerade ein Dichter das
sein wird oder auch nur sein kann. Es wird vielleicht
überhaupt nicht das Werk eines Geistes sein, sondern
einer tausendfältigen Vielheit. Es geht nur darum, end-
lich wieder das — Ziel zu erkennen und danach alle
Werte und Gültigkeiten unseres Lebens neu abzu-
stimmen. Um den Namen kann man sich streiten; der
Sinn ist ewig. Wir müssen uns innerlich aus und irgend-
wie über uns selbst erheben, nach einer zerbrochenen Welt
um uns die Welt in uns entdecken, erleuchten und auf-
bauen. Ich veruche es mit einem Wort zu sagen: Heim-
kehr zu uns selbst.

Man prägte in diesen Tagen häufig das Wort vom
revolutionären Dichter. Darin liegt eine überladene